



Bei den Veranstaltungen in Lille ist Architektur nur ein Randthema. Dennoch, das Bürohaus Souham 3 in Lille, die Maison Folie, eine umgebaute Spinnerei im Stadtteil Wazemmes, und das Musée de la Piscine in Roubaix lohnen einen Besuch.
Fotos: Bruno Delamain, Paris; Jean-Marie Monthiers; unten: NOX Architekten, Rotterdam

Lille
Kulturhauptstadtjahr 2004

Seit der Eröffnung des Kanaltunnels und den raschen Zugverbindungen von Brüssel und Paris nach London liegt Lille mit dem Bahnhof „Lille Europe“ im Schnittpunkt der Verkehrsströme. Die erste bedeutende Bauphase des neuen Stadtviertels „Euralille“ fand 1988–95 unter der Regie von Rem Koolhaas von statt (Heft 44/1994). Zwischen Bahnhof und Altstadt entstanden u.a. eine Shopping Mall von Jean Nouvel und Hochhäuser von Christian de Portzamparc und Claude Vasconi. Im Bau befindet sich derzeit die „Axe Europe“ mit weiteren Büros und Hotels. Dazu kommen Wohnviertel im Grünen und Areale für Forschung und Lehre. Doch das Veranstaltungsprogramm zum Kulturhauptstadtjahr, das in der Region um Lille ausgetragen wird, stellt die Architektur im Unterschied zu Graz 2003 nicht in den Vordergrund. Drei neue architektonische Projekte allerdings lohnen den Besuch: Souham 3, das Musée de la Piscine und die Maison Folie. Das Bürohaus „Souham 3“, fertig gestellt 2003, soll zwischen dem neuen Viertel Euralille und der angrenzenden Altstadt vermitteln. Der aus zwei spitzwinklig angeordneten Flügeln bestehende Bau steht auf den Fundamenten der Kaserne „Souham“ aus dem 18. Jahrhundert und integriert ein Stück historische Festungsmauer. Graben und Glacis vor dieser Mauer wurden zum Park Henri Matisse umgestaltet, der das Niveau zum neuen, tiefer liegenden Bahnhof ausgleicht. Souham 3 leitet behutsam von den Großformen zur Kleinteiligkeit der Kernstadt über, von der Straßenschlucht zum offenen Parkgelände. An der Rue des Canoniers tritt es als ein sechsstöckiges Gebäude mit verglastem Erdgeschoss in Erscheinung, vom Park aus gesehen überragt es kaum die Baumkronen. Dieser Eindruck entsteht, weil die Pariser Architekten Chaix et Morel die Dachflächen als bewegte, fünfte Fassade in derselben rötlichen Terrakotta-



Verkleidung auftreten lassen wie die Fassaden, die sich mit ihren verschiedenen Geometrien ihrem jeweiligen Gegenüber zuordnen. Horizontalfugen und unregelmäßig verteilte Rechteckfenster in den schräg zugeschnittenen, teils geneigten Flächen geben Halt, lassen die Abweichungen vom rechten Winkel aber umso deutlicher hervortreten. Vergleichbar hinsichtlich der subtilen Reaktion auf den Bestand, aber ungleich größer ist das bereits 2001 eingeweihte „Musée de la Piscine“ in der unweit gelegenen Textilstadt Roubaix. Seine Umgestaltung zum Kunst- und Designmuseum leitete der Pariser Architekt Jean-Paul Philippon, der in den 80er Jahren gemeinsam mit Gae Aulenti den Gare d'Orsay in Paris umgebaut hatte. Den Kern des Museums bildet ein Hallenbad von 1932, eines der größten in Frankreich und im Art-déco-Stil prächtig ausgestattet. Angebaut an eine Textilfabrik, deren Mauerreste in das neue Foyer integriert wurden, stellte das Schwimmbad eine Art Kloster dar mit Kirchenschiff (Schwimmbekken) und Gartenhof. Der Architekt nutzte diese Struktur und ergänzte sie mit neuen Baugliedern. Zentrum bleibt das Becken als Wasserlauf mit Brunnen, begleitet von Pontons, auf denen Skulpturen ausgestellt sind. Die seitlichen Reihen der Umkleidekabinen auf zwei Etagen dienen als begehbare Vitrinen. Wie Roubaix war auch Lille bis vor wenigen Jahren in erster Linie eine Industrie-

stadt. Davon zeugen noch triste Vororte wie Wazemmes südlich vom Zentrum. Ein Flügel der ehemaligen Spinnerei von Wazemmes, ein zweigeschossiger roter Ziegelbau mit Kamin, bildet seit Mai zusammen mit einem Neubau die „Maison Folie“, ein multifunktionales Veranstaltungszentrum, das „verrückten“ Experimenten Raum geben soll. NOX Architekten aus Rotterdam bezogen sich hier auf das Bild eines Netzes. So wurde das fein gespannene, wie vom Wind geblähte, die Fassaden umspielende Metallgewebe zum prägenden Motiv. Zugleich harmonisiert es den Kontrast zwischen dem nur innen umgestalteten Bestandsgebäude und dem geschlossenen Kubus des Neubaus. Vom benachbarten Quartierspark aus scheint das 15 Meter hohe Haus mit dem Himmel zu verschwimmen und verliert dadurch seine Schwere. Innen verteilen sich auf 5300 m² Ausstellungsräume, Ateliers, Aufnahmestudios, ein Hammam, eine Suppenküche, Studiobühnen sowie ein Veranstaltungssaal – mit giftgrünem, nach innen gestülptem Foyer. Was bisher in der Region von Lille noch fehlt, ist ein Kommunikationszentrum für Stadtentwicklung und Architektur. Die „Maison de l'Architecture de la Ville“ MAV soll zwischen den Bahnhöfen Lille Flandre und Lille Europe errichtet werden. Ende 2003 wurde der Wettbewerb zugunsten des Büros Agence X-Tu und seinem Entwurf eines „architektonischen Eisbergs“ entschieden. *Gudrun Escher*



Basel
Architekturmuseum in der renovierten Kunsthalle

Pünktlich zur Art Basel wurde die Kunsthalle nach der Sanierung durch das Basler Büro Miller & Maranta wiedereröffnet. Über dem Eingang in der frisch restaurierten grünen Sandsteinfassade haben die Architekten ein Fenster integriert, durch welches man künftig die Kirchturmspitze hinter dem Gebäude erkennen kann. Von innen wirkt das Haus, abgesehen von Obergeschoss und Oberlichtern, wie ein edel durchdetaillierter Neubau: glatte weiße Wände, Parkett, Leuchtstoffröhren, Klimaanlage. Der Bereich des neuen „Mitbewohners“ hingegen wirkt – nicht zuletzt aufgrund des geringeren Budgets –, als hätte sich seit 1872, als das Haus nach Entwürfen von Johann Jacob Stehlin für den Basler Kunstverein errichtet wurde, nicht viel getan. Anlässlich seines 20-jährigen Bestehens ist das Architekturmuseum in die zuvor als Unionssaal, Bar und Büro genutzten Räume gezogen. Der Zürcher Peter Märkli, der für das architektonische Konzept verantwortlich war, hat für die fast raumhohen Fenster bewegliche Paneele entwickelt, die im geschlossenen Zustand zur Hängefläche werden, die man aber auch in beliebiger Stellung als Raumteiler verwenden oder auf die bestehenden Wände klappen kann (Foto: Adriano A Biondo, Basel). Zur Eröffnungsausstellung sind die Räume leer, bis 31. Juli ertönen hier Klänge von Andy Guhl, Fritz Hauser und vom ensemble für neue musik zürich. Wenn abends keine Veranstaltung stattfindet, wird das Museum mit einem einfachen Rollladen vom Kunsthallenfoyer abgetrennt. Doch wird man die 250 m² auf einer Ebene jetzt öfter für Vorträge nutzen können als im alten Domizil im Domus Haus, wo die Besucherzahl aufgrund der Mehrgeschossigkeit auf 40 begrenzt war. Das in den 50er Jahren von Rasser und Vadi gebaute Haus wird nun an Architekturbüros vermietet, der Buchladen bleibt erhalten. *fm*



Ein „Risky Building“: das Parkhaus in Gateshead. Foto: Sarah Duncan/20th Century Society
Neben der im letzten Jahr sanierten Villa von Semper steht nun „Roccolo“. Mit dem Bau wird der von der ETH Zürich genutzte Tagungsort um ein Gästehaus erweitert. Fotos: Ruedi Walti, Basel

www.riskybuildings.org.uk

Im Leben eines Gebäudes kann es jenen Punkt geben, an dem es einfach schief läuft: Der Nutzer zieht aus und überlässt das Haus seinem Schicksal. Plötzlich überflüssig und ungeliebt, werden die Häuser häufig nicht gleich abgerissen, sondern schlicht ignoriert wie unangenehme Verwandte beim Familienfest, von denen man sich wünscht, sie würden von alleine gehen. Eine Vereinigung von Architekten und Denkmalflegern, die „20th Century Society“ in London, tritt seit 1979 für leer stehende Gebäude ein, die nach 1914 errichtet wurden und die von den Mitgliedern als besonders wertvoll eingestuft werden. Durch Überzeugungsarbeit bei den Eigentümern, Gemeinden und Investoren, aber vor allem durch intensive Öffentlichkeitsarbeit will man den Verfall oder drohenden Abriss aufhalten, denn „aus Information wächst Anerkennung“. Dafür wurde nun die Internetseite www.riskybuildings.org.uk fertig gestellt, auf der 31 Bauten, wunderbar fotografiert und ausführlich dokumentiert, vorgestellt werden. Hierbei orientiert sich die Gesellschaft nicht an den Denkmalschutzlisten von English Heritage. „Risky Buildings“ beinhaltet zwar auch denkmalgeschützte Gebäude wie den Dudley Zoo (Lubetkin und Tecton, 1936–37) und die Battersea Power Station (Sir Gilbert Scott, 1932; Heft 7/03), vor allem aber nicht so bekannte wie z. B. das brutalistische Parkhaus in Gateshead von Owen Luder, 1964–69, mit einem Panorama-Restaurant auf dem Dach. Es soll einem neuen Einkaufszentrum weichen, für das wiederum ein neues Parkhaus gebaut werden müsste. Dieser Abrissreflex der Investoren ist es, was die meisten Gebäudeschicksale, die auf der Seite dargestellt werden, so tragisch macht. *Florian Heilmeyer*

Castasegna
Villa Garbald

Von Maloja aus, dem letzten Ort im Oberengadin, geht es in schier endlosen Kehren steil bergab. Klima und Vegetation verändern sich innerhalb weniger Minuten, und wenn – nach Durchquerung des Bergell – bei Castasegna die schweizerisch-italienische Grenze erreicht ist, scheint ein Hauch von mediterranität die alpine Luft verdrängt zu haben. Produkte aus Esskastanien sind die Spezialität des Ortes: Kastanienkuchen, Kastanienpüree, Kastanienhonig, und oberhalb der sich im Tal duckenden Ansiedlung lockt ein Wanderweg Touristen durch Haine mit seit altrömischen Zeiten hier kultivierten Bäumen. Doch gibt es seit kurzem einen zweiten Grund, auf der Fahrt von St. Moritz nach Como oder Mailand einen Zwischenhalt einzulegen: die Villa Garbald. Als italianisierende Villa hatte sie Gottfried Semper 1862 für den mit seinem Sohn befreundeten Zolldirektor Agostino Garbald und dessen unter dem Pseudonym Silvia Andrea als Schriftstellerin bekannt gewordene Frau Johanna Gredig entworfen – nicht im „bündnerischen Sibirien“, wie Garbald einmal schrieb, sondern als Teil von „Italien, dem Land der Poesie“. „Thunlichst einfach“ sollte der Bau werden, und er lege „viel mehr Werth auf schöne Proportionen, als auf Zierrathe“, schrieb der Bauherr im ersten Brief an den seit 1855 in Zürich ansässigen Architekten. Italienische Landhäuser hatte Semper schon auf seinen Reisen um 1830 skizziert. Zur gleichen Zeit aber entstand in Potsdam Schinkels Gärtnerhaus von Schloss Charlottenhof, das in mancherlei Hinsicht als Vorbild für die Villa Garbald gelten kann. Hier findet sich nicht nur der von einem Walmdach überdeckte Trockenboden, der italienische Solaio, sondern auch die dem Haus vorgelagerte Pergolaterasse, und die von Schinkel als „idyllisch“ apostrophierte Verbindung von Architektur und Natur prägte auch Sempers Projekt im Bergell.



Obwohl Garbalds Erben bereits 1955 eine kulturelle Stiftung gegründet hatten, sollte es beinahe noch fünf Jahrzehnte dauern, bis die Villa wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangte. Es war der Fotokünstler Hans Danuser, der – zufällig Mieter in dem Gebäude – auf dem Dachboden den Nachlass der Familie Garbald entdeckte und unermüdlich auf die Bedeutung dieses kaum bekannten Werkes von Gottfried Semper hinwies. Nicht ohne Erfolg, denn nachdem 1997 die Stiftung neu gegründet werden konnte, kam es vier Jahre später zu einem Vertrag mit der ETH Zürich: Während die Stiftung für die Unterhaltung der Villa sorgt, ist die ETH, die ihr Hauptgebäude bekanntlich ebenfalls Semper verdankt, für ihre Nutzung als Tagungszentrum und „Denklabor“ verantwortlich. Unterstützung erhielt das Projekt unter anderem von dem Kanton Graubünden, der Region Bergell sowie der Gemeinde Castasegna, so dass neben der Restaurierung des denkmalpflegerisch sensiblen und räumlich beschränkten Semperbaus auch ein Erweiterungsbau mit Gästezimmern realisiert werden konnte. In einem Studienauftrag des Jahres 2001 setzten sich die Baseler Architekten Quintus Miller und Paola Maranta gegen Conradin Clavuot, Ivano Gianola, Meili/Peter sowie gegen die Bergeller Architekten Armando Ruinelli und Fernando Giovannoli durch. Nach der Fertigstellung der restaurierten Villa Ende des letzten Jahres ist nun auch der Erweiterungsbau eingeweiht worden. „Roccolo“ nennen Miller & Maranta ihren turmartigen, im Grundriss polygonalen Baukörper, der rückwärtig erhöht am Ende des ansteigenden Grundstücks platziert ist und somit gebührenden Abstand zum Altbau wahrt. Der ausgewaschene grünliche Sichtbeton betont den monolithischen, ja archaischen Charakter des Volumens,



dazu tritt vornehmlich Holz – für Fenster und Sonnenschutz –, das Miller & Maranta im Inneren auch für die Möbel der beinahe klösterlich anmutenden Gästezimmer verwendeten. Man mag einiges kritisieren – die vom Lehrstuhl für CAAD der ETH ins Werk gesetzte, eher überinszenierte computergestützte Gebäudeautomation ebenso wie die innen liegende Wärmedämmung, die den Eindruck des Monolithischen in den Zimmern spürbar reduziert. Doch ist Miller & Maranta mit den spiralförmig um einen Erschließungskern sich emporwindenden Räumen und der lebendigen Fassade mit ihrem unregelmäßigen Fensterrhythmus ein überaus überzeugendes Gebäude gelungen – auch wenn man manche Elemente schon einmal von Peter Zumthor, Valerio Olgiati oder Bearth & Deplazes gesehen zu haben glaubt (mehr dazu in Heft 32). Eine Ausstellung in der ETH Höggerberg dokumentiert den Neubau in Castasegna ebenso wie Sempers historische Villa, die gleichfalls von Miller & Maranta restauriert wurde – eine Ausstellung, die Lust macht auf einen Besuch im Bergell. *Hubertus Adam*

ARChENA, ETH Höggerberg, Gebäude HIL, 8093 Zürich, www.gta.arch.ethz.ch/ausstellungen; bis 22. Juli, Mo-Fr 8–22, Sa 8–12 Uhr. Das Buch zur Geschichte der Villa und des Neubaus (ISBN 3-85676-130-6) kostet 59 Franken, 38 Euro.